

Georg Skalecki

Stadtentwicklung von gestern versus Stadtzerstörung von heute

Städte veränderten und verändern immer wieder ihr Gesicht im Laufe der Zeit. Diese Veränderungen sind Ausdruck und Teil von sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Wandlungen, die wichtig für die Zukunftsfähigkeit der Stadt sind und rückblickend über diese Wandlungen Zeugnis ablegen. In dem vorliegenden Beitrag sollen Anmerkungen dazu gemacht werden, wie diese Stadtentwicklungen in der Vergangenheit liefen, besonders die tief greifenden des 19. Jahrhunderts. Der Bogen soll jedoch gespannt werden bis hin zum aktuellen Trend eines radikalen, zerstörerischen Stadtumbaus, dem Rücksicht auf gewachsene Strukturen fremd zu sein scheint.

Trotz der Veränderungen, die Städte immer wieder erfahren müssen, sollen sie im Sinne einer städtebaulichen Denkmalpflege – ähnlich wie das denkmalgeschützte Einzeldenkmal – ihre Vergangenheit und ihren historischen Werdegang durch Erhalt von älteren Strukturen erinnerbar halten. Was aber sind diese Strukturen, und wie konstituiert sich die Stadt eigentlich? Natürlich zunächst einmal durch die Substanz der Bauten, die sich in der physischen Präsenz, der Monumentalität der Architektur zeigt. Aber das Bauwerk ist nur ein Teil, ein Mosaikstein in einem größeren Ganzen, welches sich wiederum zusammensetzt auch aus Merkmalen wie Straßen, Wegen, Plätzen, deren geraden Fluchten, deren Versprünge oder deren Einengungen. Es bilden sich durch Blickachsen, Sichtbezüge oder sonstige Inszenierungen räumliche Zusammenhänge. Die einzelne Parzelle, die Größe der überbauten Fläche im Verhältnis zu Hof- oder Freifläche bzw. zum Straßenraum formen ebenso das Bild der historischen Stadt wie die Addition der Parzellen zu Quartieren, deren Ausdehnung, Gestalt und Er-

schließung. Das Verhältnis von Breite zu Höhe, die Proportion und die Maßstäblichkeit sind von Bedeutung. Aus vielen einzelnen Facetten setzt sich so die historische Stadt zusammen. In diesem Mikrokosmos kann es vorkommen, dass das Detail eines Baus von geringerer Bedeutung ist und er durch einen entsprechenden Neubau, der unter Umständen vielleicht sogar stärker die ihn umgebenden Rahmenbedingungen aufnimmt, ersetzt werden kann. Manchmal kann es sogar sein, dass durch ergänzende Neubauten Reparaturen in gestörten städtebaulichen Zusammenhängen möglich werden. Insofern darf sich bei der Behandlung solcher Aufgaben durch die Denkmalpflege der Blick nicht verengen auf das einzelne Werk und seine Substanz, sondern man muss gelegentlich das größere Ganze über das Detail stellen. Dazu ist es notwendig, die bedeutsamen Strukturen eines Stadtorganismus zu erkennen. Deshalb sollen einleitend einige Anmerkungen gemacht werden zur Entstehung der Disziplin »Städtebauliche Denkmalpflege.«

Neben den Städten im engeren Sinne sind es natürlich auch die Vorortsiedlungen und Landschaften allgemein, die sich immer wieder gewandelt haben. Die Städte wuchsen zunächst langsam aber stetig ohne gravierende Brüche. Erst die Industrielle Revolution im 19. Jahrhundert war es, die schlagartig tief greifende Veränderungen in die bestehenden landschaftlichen und städtebaulichen Formationen brachte. Der Wandel von der agrarisch geprägten Gesellschaft zur Industriegesellschaft hat nicht nur die Städte verändert. Es entstanden nicht einfach nur Fabriken als in ihrer großindustriellen Ausprägung neue, bisher unbekannte Bauaufgaben, sondern der Wandel transformierte die gesamte Struktur der Landschaften. Schienen-

und Wasserwege sowie Straßen wurden angelegt. Auch die sozialen Verhältnisse änderten sich. Die Landbevölkerung zog in die Stadt bzw. in neu geschaffene Quartiere vor den historischen Städten, wo neue Formen des Wohnens entwickelt wurden. Arbeitersiedlungen, Wohnhäuser für die neue Mittelschicht und Villenquartiere für Unternehmer entstanden vor den historischen Städten. In Bremen wuchsen riesige Wohnquartiere mit dem typischen Bremer Haus in allen sozialen Abstufungen und Varianten, vom Arbeiterhaus bis zum Kaufmannshaus oder der Reedervilla. In anderen Großstädten baute man Mietshäuser im großen Stil. Im 19. Jahrhundert haben auch viele Städte, Bremen sogar recht früh, ihre Befestigungen, die die historischen Städte umgaben, schützten, aber auch einengten, niedergelegt. Festungsmauern, Bastionen und Militärquartiere wurden abgerissen und neue gründerzeitliche Straßen- und Wohnsysteme wurden geschaffen. Ringstraßen auf alten zugeschütteten Wehrgräben und Grünzonen in ehemaligen Befestigungsanlagen änderten das Gesicht vieler Städte. In die Altstädte drangen neue Gebäude für Funktionen, die es früher nicht gab. Nach der Verwaltungsreform wuchs der Bedarf an entsprechenden Bauten. Große Rathäuser oder dezentrale Verwaltungsgebäude mussten geschaffen werden. Gerichte, Polizei, Post, Banken oder Börsen errichteten nach erweiterten neuen Anforderungen ihre Neubauten hinein in gewachsene historische Quartiere.

In dieser Zeit, gegen Ende des 19. Jahrhunderts, konstituierte sich auch die staatliche Denkmalpflege als Verwaltungsaufgabe allmählich, entwickelte festere Grundsätze und Theorien. 1815 bereits war nach den Wirren der Revolutionskriege, den Folgen der Säkularisierung, dem Reichsdeputationshauptschluss 1803 und den Folgen der Industrialisierung die Idee zur staatlichen Denkmalpflege geboren worden. Karl Friedrich Schinkel hatte in seinem Memorandum von 1815, gerichtet an den preußischen König, eine staatliche Fürsorge für die Altertümer gefordert, die allerdings noch nicht gleich konsequent umgesetzt wurde. Schinkel

schrrieb: »...so geschah es, daß unser Vaterland von seinem schönsten Schmuck so unendlich viel verlor, was wir bedauern müssen, und wenn jetzt nicht ganz allgemeine und durchgreifende Maßregeln angewendet werden, diesen Gang der Dinge zu hemmen, so werden wir in kurzer Zeit unheimlich, nackt und kahl, wie eine neue Colonie in einem früher nicht bewohnten Lande dastehen. Es scheint aus diesen Gründen nothwendig, daß eigene Behörden geschaffen werden, denen das Wohl dieser Gegenstände anvertraut wird, ...« (Karl Friedrich Schinkel: Memorandum zur Denkmalpflege 1815, zitiert nach: Huse 1984, S. 70).

Schinkel war bei diesen Überlegungen noch relativ stark auf das Einzeldenkmal fixiert, die städtebaulichen Zusammenhänge sollten sich erst später als zusätzliche Aufgabe verbreiten, als nach den eben beschriebenen gewaltigen Veränderungen der Gründerzeit sich der Blick weitete vom Einzeldenkmal auf die Zusammenhänge von Ensembles und städtebaulichen Formationen. Die gravierenden Veränderungen der Städte riefen aber schon bald erste Kritiker auf den Plan, darunter Camillo Sitte, der bereits 1889 die Rücksichtslosigkeit der zeitgenössischen Stadtplanung thematisierte und die schweren Eingriffe in die gewachsenen historischen Strukturen durch sich immer weiter übertreffende Projekte anprangerte: »Wie soll denn da eine künstlerisch abgerundete Platzwirkung zustande kommen, wenn jeder Architekt selbstgefällig nur darauf ausgeht, die Werke seiner Nachbarn in Schatten zu stellen und nach Möglichkeit um ihre Wirkung zu bringen? Derlei muss das Ensemble eines Platzes gerade so zerstören, wie im Drama die Wirkung einer großen Scene vernichtet wird, wenn die Träger der zweiten und dritten Rollen vordringlich die ersten sein wollen...« (Camillo Sitte: Städtebau 1889, S. 158 f.).

Und nach der Jahrhundertwende formulierte 1916 Max Dvořák in seinem Katechismus der Denkmalpflege gleich in der Einleitung, dass Denkmalpflege das gesamte Stadtbild in den Blick nehmen müsse, indem er den Wandel eines fiktiven Städtchens »N« beschrieb und dabei

die Fehlleitung der sogenannten »Restaurierungen« benannte: »Was ist Denkmalpflege? Ein Beispiel möge es erläutern. Wer das Städtchen »N« vor 30 Jahren besuchte, konnte sich nicht wenig an dem anmutigen Bilde des alten schönen Ortes erfreuen. ... Heut würde der Besucher das Städtchen, dass er vor 30 Jahren sah, kaum wieder erkennen. Die alte Pfarrkirche wurde »restauriert«. Man hat den barocken Turm abgetragen und ihn durch einen neuen falschgotischen ersetzt, der in das Stadtbild wie eine Vogelscheuche in einen Rosengarten passt. ... Noch weit ärger war jedoch die Verwüstung in der Nachbarschaft der Kirche. Die alten Häuschen wurden rasiert ... das köstliche alte Rathaus wurde demoliert, hat einem Neubau Platz gemacht, der ein Mittelding zwischen Kaserne und Ausstellungsbude darstellt. Die trauten Bürgerhäuser mussten abscheulichen, schwindelhaft aus billigem Material und nach Vorlagebüchern ohne geringste Spur einer künstlerischen Empfindung ausgeführten Miets- und Warenhäusern weichen. Die Stadttore wurden unter dem Vorwande, dass sie den – nicht bestehenden – Verkehr hindern, abgetragen ... so blieb aber von der einstigen Schönheit des Städtchens nur wenig übrig...« (Max Dvořák: Katechismus

1918, S. 1 ff.). Und Dvořák empfiehlt auch, worauf konkret zu achten sei: »In großen Städten, die in Umbildung begriffen sind, und wo die ganze zukünftige Gestalt des Stadtbildes im Spiele ist, betrachte man es als eine selbstverständliche Pflicht, diese Umgestaltung nicht dem Zufall, den materiellen Interessen allein oder dem Gutdünken der gewöhnlichen Bauämter oder den Verwaltungsorganen zu überlassen, sondern vertraue sie Männern an, die mit allen, nicht nur praktischen, sondern auch ästhetischen Erfordernissen des Städtebaus und Rechten und Erfordernissen der Denkmalpflege in seinem Rahmen ganz vertraut sind. – Auf dem Lande: So schwierig ... die Fragen erscheinen könnten, ... so einfach sind doch die Grundsätze, ... man ändere nicht ohne zwingenden Grund die historisch entstandene Anlage der Ortschaften und Städte, die Form der Plätze, die Breite und Richtung der Straßen. Man zerstöre nicht alte Stadttore, Türme, Stadtmauern, Bildsäulen, selbst wenn sie einige Unbequemlichkeiten bedeuten. Man opfere nicht alte Bauten dem Verkehr, der sich auf dem Lande auch ohne solche Opfer bewältigen lässt. Man äffe nicht Großstädte nach ... Man achte darauf, dass sich jeder Neubau seiner Umgebung und dem Gesamtbild des Ortes unterordne.« (Max Dvořák: Katechismus 1918, S. 50).

Auf die genannten Probleme dieser Zeit wird am Ende mit einem Blick auf Bremen noch einmal zurückgekommen. Zunächst soll jedoch der kurze Überblick über städtebauliche Entwicklungen und ihre Auswirkungen fortgeführt werden.

Der nächste große Wandel, den die Städte erleben mussten, war der furchtbarste und der, gegen den die Denkmalpflege vollkommen machtlos war. Die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges hinterließen unzählige Städte in Schutt und Asche. Die Denkmalpflege konzentrierte sich nach dem Ende des Krieges zunächst auf die Rettung und Wiederherstellung von herausragenden Einzeldenkmälern. Die Pflege von städtebaulichen Strukturen lief in vielen Fällen ohne fachliche konservatorische Begleitung. Viele historische Altstädte verloren schon



Eine Zukunft

für unsere Vergangenheit?

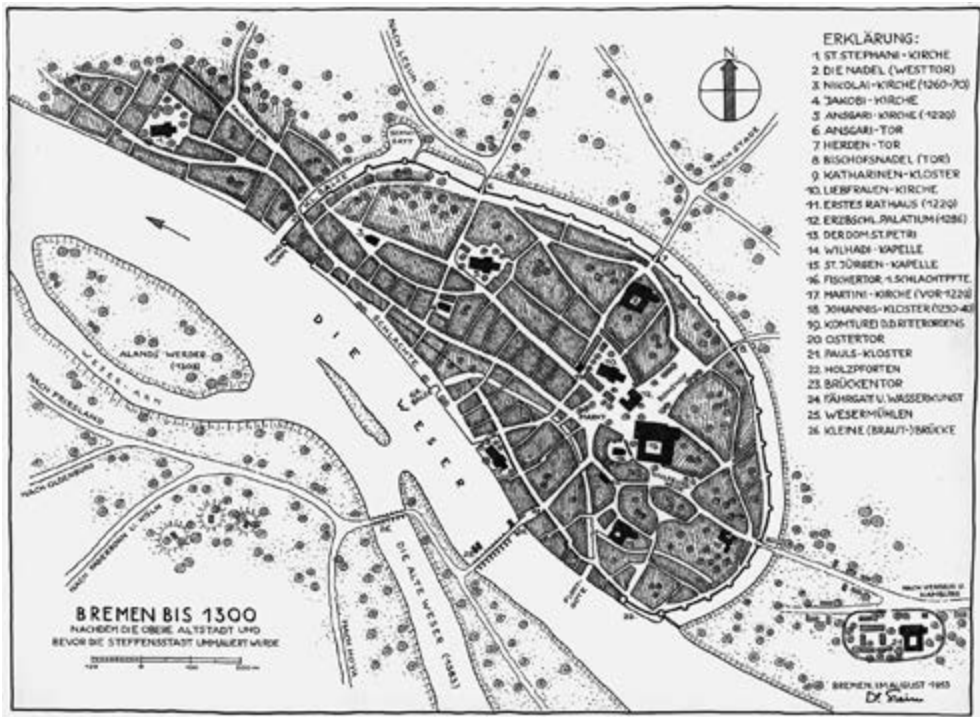
Katalog zur Ausstellung »Eine Zukunft für unsere Vergangenheit« 1975

beim ersten Wiederaufbau ihr Gesicht, durch Verlust der historischen Substanz ohnehin, aber auch durch Verlust von gewachsenen Strukturen. Parzellenzusammenlegungen, Veränderungen von Quartieren und neue Straßen bedeuteten oftmals erhebliche Eingriffe in die jahrhundertealten historischen Zusammenhänge. Die Stichworte hierfür sind für Bremen vielfältig: Strukturen wurden zum Beispiel verändert durch das brutale Durchstoßen und den verkehrsgerechten Ausbau der Martinistraße, die Verlegung der Wilhelm-Kaisen-Brücke und den Durchbruch und die Erweiterung der Balgebrückstraße, die Verbreiterung des Schlüsselkorbs und der Violenstrasse. Von dem Verlust an durchaus noch wiederaufbaufähiger Bausubstanz seien nur die Kirche Sankt Ansgarii, das Verwaltungsgebäude des Norddeutschen Lloyd und die Börse am Markt genannt. An deren Stelle wurden Gebäude errichtet, die uns die Architekten der Zeit als die glänzende Zukunft beschrieben. In wenigen Fällen entstanden auch qualitätsvolle neue Werke, oftmals hielten die Bauten aber die Versprechen ihrer Schöpfer nicht ein. Diese als Stadtсанierung bezeichneten Eingriffe brachten in allen deutschen Städten unwiederbringliche Verluste und Zerstörungen und hinterließen letztlich unwirtliche Städte durch maßstabsprenkende und ortlose, nicht identitätsstiftende, banale Neubauten. Diese Art des modernen Städtebaus führte jedoch schon bald zu breiter Ablehnung.

Der Widerstand durch die Denkmalpflege wurde unterstützt durch vielfältige Bürgerinitiativen und gipfelte im Europäischen Denkmalschutzjahr von 1975. Dessen Anliegen war nicht nur eine Sensibilisierung für den Erhalt und die Pflege des Einzeldenkmals, sondern es wurde auch besonders der Wert der historischen Stadtstrukturen, des Stadtgrundrisses und der Verhältnismäßigkeit thematisiert. Die sogenannte »Neuordnung« vieler Städte in Deutschland wurde mit heftiger Kritik bedacht. August Gebeßler schreibt dazu unter dem Titel »Altstadt und Denkmalpflege« im Katalog der Wanderausstellung von 1975: »Die Citybildung in historischen Kernbereichen ist der eigentlich



Bebauungsplan mit Durchbruch der Martinistraße, 1960, Archiv Landesamt für Denkmalpflege



Bremen bis 1300, Rekonstruktion von Rudolf Stein, Archiv Landesamt für Denkmalpflege

einschneidende und im krassen Ausmaß am deutlichsten ablesbare Zerstörungsfaktor. Citybildung bedeutet für Altstädte die totale Überfrachtung des wirtschaftlich differenzierten Gefüges und die Aushöhlung der kleinen parzellierten Baustruktur durch großräumige, flächenintensive Einrichtungen – durch Kaufhäuser, Hochgaragen und überdimensionale Büro- und Verwaltungsgebäude.« (Eine Zukunft für unsere Vergangenheit, S. 65)

Die Wirkungen des Europäischen Denkmalschutzjahres 1975 waren vielfältig und führten letztendlich zu einer gestärkten Denkmalpflege und auch zur Begründung des Arbeitsgebietes Städtebauliche Denkmalpflege. Das Arbeitsprofil und die Anforderungen konkretisieren sich und werden schließlich in der Charta von Washington, verabschiedet auf der Generalkonferenz des International Council on Monuments and Sites (ICOMOS) 1987 in Washington formuliert. Dort werden alle bisherigen Erkennt-

nisse zusammengefasst: »Grundsätze und Ziele:

1. Die Denkmalpflege in historischen Städten und städtischen Bereichen muss, um wirksam zu sein, in eine kohärente Politik der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung integriert sein und in der städtischen und regionalen Planung auf allen Ebenen Berücksichtigung finden.
2. Zu den Werten, die es zu bewahren gilt, gehören der historische Charakter der Stadt und alle jene materiellen und geistigen Elemente, in denen sich dieser Charakter ausdrückt, insbesondere: a) die Anlage einer Stadt, wie sie durch Parzellen und Straßennetz bestimmt ist; b) die Beziehung zwischen Bauwerk, Grünflächen und Freiflächen; c) die innere und äußere Erscheinungsform von Bauwerken, wie sie durch Struktur und Stil, Maßstab und Volumen, Konstruktion und Material, Farbe und Dekor gegeben ist; d) die Beziehungen zwischen der Stadt oder dem städtischen Bereich und der natürlichen und vom Menschen geschaffenen Umgebung;



Bremen, Stadtplan von Frans Hogenberg, vor 1598, Focke-Museum

e) die verschiedenen Funktionen, die die Stadt oder der städtische Bereich im Laufe der Zeit übernommen hat. Jede Bedrohung dieser Werte stellt eine Gefahr für die Authentizität der historischen Stadt und des städtischen Bereichs dar.« (Charta von Washington 1987, zitiert nach: Schriftenreihe des DNK 52, S. 182).

Die Umbrüche der 1960er- und 1970er-Jahre, die zu diesen tief greifenden Veränderungen in den historischen Städten geführt haben und mit deren unwirtschaftlichen Formen wir uns heute aktuell auseinandersetzen müssen, sind auch im Bewusstsein der heute Handelnden tief verwurzelt und aktuell sehr präsent. Sie führten schließlich dazu, dass die konkrete Beschäftigung mit städtebaulicher Denkmalpflege ein Thema für die Landesdenkmalämter wurde. 1973 bereits wurde eine eigene Arbeitsgruppe der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger gegründet, die sich seitdem vielfältig mit diesem Thema auseinandersetzt und die Standards auf

diesem Arbeitsgebiet festgelegt hat. 2013 hat diese Arbeitsgruppe der Landesdenkmalpfleger eine umfassende Darstellung der Aufgabe mit dem »Handbuch Städtebauliche Denkmalpflege« als Band 17 der Reihe »Berichte zu Forschung und Praxis der Denkmalpflege in Deutschland« vorgelegt. Darin ist der aktuelle Stand der Städtebaulichen Denkmalpflege in Deutschland formuliert.

Damit soll dieser extrem kurz gefasste Überblick über die phasenweise Zerstörung der Städte und die daraus resultierende Entstehung des Themas Städtebauliche Denkmalpflege abgeschlossen werden. Aufgabe dieses Beitrages soll es auch sein, aufzuzeigen, dass es neben den zerstörerischen Stadtsanierungen der 1960er-Jahre die Veränderungen des späten 19. Jahrhunderts waren, die die schwersten Eingriffe in die historisch gewachsenen Städte brachten. Blicken wir unter diesem Gesichtspunkt auf Bremen.



Bremen aus der Vogelperspektive, Kupferstich von Adolph Eltzner, 1850

Bremen war bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts eine zwar freie und mit einem gewissen Reichtum durch Handel und Schifffahrt ausgestattete Reichsstadt, jedoch auch im Vergleich zu anderen bedeutenden Städten in Deutschland überschaubar. Die mittelalterliche Stadt entwickelte sich seit der Gründung im 8. Jahrhundert bis ins 13. Jahrhundert kontinuierlich und hatte eine feste Form gefunden, die 1308 einmal erweitert wurde durch die Einbeziehung der Stephani-Vorstadt in den Festungsgürtel. Es existierte eine durch eine Stadtmauer eingefasste, im Inneren gleichmäßig bebaute Stadt. Im 17. Jahrhundert, vor dem und während des 30-jährigen Krieges, verstärkte man die Festungsanlagen und bezog die langsam wachsende Neustadt links der Weser mit ein. Die Altstadt, rechts der Weser, veränderte sich in den Jahrhunderten seit der Gründung kaum. Die Straßen folgten alten Wegeverläufen, und die aus dem Mittelalter stammenden Pfarrsprengel entwickelten sich innerhalb der geschlossenen

bebauten Stadtquartiere. Der Dom mit dem Bischofssitz grenzte sich als Domimmunität aus. Unser Lieben Frau als Rats- und Stadtpfarrkirche, St. Ansgarii, St. Stephani und St. Martini waren die Pfarrsprengel, dazu kamen das Dominikaner-Kloster St. Katharina, das Franziskaner-Kloster St. Johann und die Deutschordenskomturei. In der sonstigen engen Bebauung lagen noch kleinere Kapellen, wie Nikolai, Jakobi, Wilhadi oder St. Jürgen. Die größeren Sakralbauten waren entweder von einem Kirchhof oder von kleineren Freiräumen umgeben und bestimmten auch in der Höhenausdehnung das Stadtbild. Nur das bischöfliche Palatium und das Rathaus von 1405 (der Vorgänger an anderer Stelle war noch bescheiden klein) waren dominante, größere Profanbauten, die auch eine städtebauliche Wirkung entwickelten. Selbst der Sitz der mächtigen Kaufleute, der Schütting, blieb eher noch im städtischen Maßstab. Der Marktplatz, der Domshof und die Wulfrichsheide (Domsheide) waren die einzigen

Plätze in der Stadt. Sonst war die Stadt absolut gleichmäßig bebaut mit zur Straße hin giebelständigen Bürgerhäusern, die weder in der Höhe noch in der Breite größere Differenzierungen aufwiesen. Die Stadtansicht von Hogenberg von 1589 zeigt uns dieses beeindruckend gleichmäßige Bild der Stadt, in dem allein die Kirchen und das Rathaus eine städtebauliche Dominante darstellen.

Die Einwohnerzahl Bremens vergrößerte sich über die Jahrhunderte seit dem Mittelalter nur unerheblich und lag um 1800 bei rund 30.000 Einwohnern. Dann aber entwickelte sich Bremen schlagartig. 1802 wurden die Festungsmauern geschleift und zu einer Grünanlage für die Bürger, den Wallanlagen, umgestaltet. Die Vorstädte wuchsen rasch, jedoch mit der kleinteiligen Bremer-Haus-Bebauung in ähnlichen Maßverhältnissen wie sie die historische Altstadt bis dahin auch zeigte. Bis nach der Mitte des 19. Jahrhunderts blieben die Maßstäblichkeit und die Struktur der Stadt weitgehend unbe-

rührt. Einige Neubauten brachten neue Haustypen, wie zum Beispiel die Bebauung entlang des Walls, aber sie fügten sich in das Stadtbild ein. Höhe und Breite folgten historischen Proportionen. Die Zeichnung von Adolf Eltner von 1850 führt uns diese gefühlvolle und zurückhaltende Entwicklung anschaulich vor Augen. Die Altstadt blieb somit noch relativ lange von großen Eingriffen verschont, bis nach der Reichsgründung im letzten Quartal des 19. Jahrhunderts und im frühen 20. Jahrhundert einige Großbauprojekte auch hier starke Veränderungen brachten.

Der erste maßstabsprengende Bruch war der Bau der Börse im Jahr 1863, geplant von Heinrich Müller. Für ihn wurden mehrere Bürgerhäuser abgerissen und historische Parzellen zusammengelegt. Obwohl in der Folge weitere schwere Einschnitte dieser Art folgten, war dieser erste Sündenfall direkt am Marktplatz auch im Bewusstsein der Bremer schmerzhaft, veränderte er doch dramatisch das Innerste der



Kaiserliche Oberpostdirektion an der Domsheide, erbaut 1875-1879, Foto kurz nach Fertigstellung



Markt, Ostseite, vor 1868, Focke-Museum



Börse am Marktplatz, um 1880, Archiv Landesamt für Denkmalpflege

Stadt. Danach ging es aber Schlag auf Schlag. Innerhalb von knapp 30 Jahren veränderte sich das Stadtbild Bremens stärker als in 600 Jahren zuvor. Immer brutaler und protziger machten sich die neuen Bauten breit. Immer wieder wurden ganze Straßenzüge und Quartiere niedergelegt, um großen Neubauten Platz zu machen. Für das Landgericht, nach Wettbewerb von Klingenberg & Weber erbaut, wurde solch ein Straßengeviert zwischen Ostertor- und Buchtstraße ab 1890 geopfert, nachdem bereits 1875 die kaiserliche Oberpostdirektion von Karl Schwatlo das Gesicht der Domsheide erheblich verändert hatte und dahinterliegend 1872 das alte Gymnasium von Alexander Schröder einen Bereich, der ähnlich kleinteilig wie der noch angrenzende Schnoor bebaut gewesen war, mit seinem mehrflügeligen Komplex überformte. Am Domshof entstanden nacheinander ab 1889 die Deutsche Bank, vom Berliner Architekten Wilhelm Martens, 1896 die Deutsche National-

bank, ebenfalls von Wilhelm Martens, und 1902 die Bremer Bank von Albert Dietrich Dunkel. Um die Jahrhundertwende wurden die Projekte noch rücksichtsloser. Für die Baumwollbörse 1899 und für das Verwaltungsgebäude des Norddeutschen Lloyd von 1901, beide von Johann Georg Poppe, wurden ganze Straßenzüge abgerissen. Beide Neubauten demonstrierten ihr Selbstbewusstsein auch durch eigene Türme, die in Konkurrenz traten zu den bisher die Stadtsilhouette bestimmenden Kirchtürmen. Für das Polizeihaus, 1906 von Carl Börnstein, musste sogar eine mit 100 Jahren relativ junge Bebauung am Wall wieder weichen, und das neue Phänomen der Kurzlebigkeit von Architektur trat erstmals auf. Mit dem Bau der Sparkasse am Brill, 1900 von Wilhelm Martens, griff die Bauwut erstmals auch in das Stephani-Quartier über. Ab diesem Zeitpunkt nahm die maßstabsprengende Rücksichtslosigkeit etwas an Dramatik ab. Spätere Bauprojekte folgten, die



Ostertorstraße um 1878, Quartier des späteren Landgerichts, Foto Louis Koch, Focke-Museum



Landgericht

allerdings im Vergleich zu den zwischen 1870 und 1900 entstandenen sich meist fast bescheiden ausnahmen, aber dennoch dem historischen Stadtbild den letzten Rest an Proportionalität nahmen. Das Bankhaus Schröder von 1917 (heute Peek & Cloppenburg) und das Karstadt-Warenhaus von 1930 und weitere Geschäftshäuser verdichteten das Zentrum.

Die entscheidenden Veränderungen erlebte Bremen in knapp 30 Jahren von 1870 bis 1900. Sie hinterließen ein völlig neues Stadtbild. Mit dem Bau der Börse, dem Alten Gymnasium, der Post, dem Landgericht und dem Polizeihaus, der kompletten Neubebauung des Domshofs durch Bankgebäude und der im gleichen Zeitraum durchgeführten umfangreichen Domrestauration wandelte sich gerade der östliche Abschnitt der Altstadt grundlegend. Diese Veränderungen sind letztlich Spiegel der Entwicklung, die die Stadt wirtschaftlich und gesellschaftlich in dieser Zeit durchmachte, von der

beschaulichen Handelsstadt mit rund 30.000 Einwohnern im Jahr 1800 zur industriellen Großstadt von knapp 270.000 Einwohnern im Jahr 1914 (und fast 450.000 im Jahr 1939).

Dieser kurze Überblick macht deutlich, dass es mehrere Stadtveränderungen gab, die jedoch unterschiedlich zu bewerten sind. Viele Jahrhunderte lang entwickelte sich Bremen gleichmäßig und unspektakulär. Die unglaublichen wirtschaftlichen, sozialen und gesellschaftlichen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts waren dann Anlass für radikale Veränderungen der Stadt. Alle genannten, eigentlich maßstabsprengenden Projekte stehen inzwischen unter Denkmalschutz, als Einzelobjekte aufgrund ihres gestalterischen Anspruchs und als Spiegel der ungeheuren Veränderungen der Zeit. Diese Gründer- und Umbruchszeit war in Bremen, wie in den meisten anderen deutschen Großstädten, so gewaltig, dass sie erhebliche Eingriffe in Stadtbild und Architektur nach sich ziehen musste.

Die Ergebnisse der zweiten Umwälzung der frühen Nachkriegszeit, und speziell der deutlich weniger sensiblen »Stadtsanierung« der 1960er- und 1970er-Jahre, müssen dagegen noch objektiv auf ihre Relevanz und ihre Denkmalwürdigkeit hin untersucht werden. Es müssen vor allem auch die Hintergründe bewertet werden, ob die gesellschaftlichen oder sozialen Veränderungen solche schwerwiegenden Eingriffe rechtfertigten oder die Städte nur Spielwiesen von Stadtplanern und Architekten wurden.

Denkmalschutz bedeutet, dass Zeugnisse aller Phasen der Vergangenheit auf ihre historische Aussage hin zu überprüfen sind, und die wichtigsten Vertreter, die nicht unbedingt »schön« sein müssen, dann auch geschützt werden sollen. Gerade die Bauten der 1960er- und 1970er-Jahre, die nur problematisch und oftmals unansehnlich altern, weisen schon jetzt einen erkennbaren Sanierungstau auf. Da sie auch in der breiten Öffentlichkeit angesichts ihrer Unwirtlichkeit nicht wirklich beliebt sind,

werden sie aktuell immer häufiger infrage gestellt. Es rollt eine neue Welle an propagiertem Stadtumbau an, genauer gesagt, diese Welle schwappt schon über uns. Eine Legitimation und nachvollziehbare Gründe scheint es hierfür noch weniger zu geben als zu früheren Zeiten. Der demografische Wandel, wirtschaftliche Veränderungen oder Globalisierung werden als Gründe herangezogen, und wie ein Mantra hört man immer wieder, dass die Städte »Urbanität« – was immer das sein soll – bräuchten und jetzt endlich Nachhaltigkeit greifen sollte. Man müsse endlich »Mut für Visionen« haben. Alles andere als nachhaltig sind jedoch Abriss und Neubau, und ob eine ins Extreme getriebene Urbanität die Lebensqualität in den Städten steigert, sei auch dahingestellt. Zudem hat jede Stadt ihre eigene Geschichte, und globalisierte, ortlose Architekturen nehmen den Städten ihre historisch gewachsene Individualität.

Die Folgen dieses herbeigeredeten, angeblich so notwendigen Stadtumbaus können aber



Wachtstraße 1898, geräumter Bauplatz der Baumwollbörse, Foto Louis Koch, Focke-Museum

dramatisch werden. Manche Städte sollen scheinbar ohne Not, dafür aber umso rabiater, umgebaut werden, wobei wir es offenbar mit zwei gegensätzlichen Tendenzen zu tun haben.

Einerseits werden Innenstadtquartiere mit Nachkriegsarchitektur komplett umgerüstet, um neuer »falscher« Altstadtatmosphäre Platz zu machen: Beispiel Frankfurt/Main, wo auf dem Dom-Römer-Areal unter anderem das große Technische Rathaus von 1972 abgerissen wurde, um einer gefälschten Altstadt-Kulisse Platz zu machen, vielleicht, weil man spürt, dass man ein Gegengewicht zu den seelenlosen Hochhäusern und den Bankenpalästen oder der wuchernden und vom Kommerz gesteuerten Entwicklung an der Zeil benötigt. Beispiel zwei ist Dresden, wo am Neumarkt Stück für Stück die DDR-Nachkriegsarchitektur ersetzt wurde durch augenscheinlich missglückte, banale Imitate historischer Architektur. Sie zeigen eindrücklich, dass verlorene Vergangenheit eben nicht durch schlecht gefälschte Pseudo-Barock-Palais rückholbar ist.

Andererseits ist als Phänomen eine Hochhausmanie in den historischen Altstädten oder an deren unmittelbaren Rändern zu beobachten. Investoren, Architekten und Stadtplaner drängen mit Projekten, die jede Verhältnismäßigkeit vermissen lassen, in nahezu alle größeren deutschen Städte. Dabei muss sich die Kritik der Denkmalpflege nicht einmal allein gegen die ortlosen und austauschbaren Architekturformen richten, die monotonen Fassadenmuster der Zeit, sondern es geht gerade auch um die Disproportionalität und die Maßstabslosigkeit im städtebaulichen Kontext. Aktuell wird von der Immobilienwirtschaft die Forderung aufgestellt, die Hochhausrichtlinie zu lockern, damit solche unmaßstäblichen Projekte noch leichter durchzudrücken sind. Die Politik wird sich ohnehin meist dem Investorenwunsch beugen, erst recht, wenn flankierend missionarisch auftretende Stadtplaner und Architekten davon sprechen, dass nur so die Zukunftsfähigkeit der Städte gewährleistet werde.

Die Hochhausmanie aus dem Fernen Osten und dem Persischen Golf ist inzwischen über

Städte unserer europäischen Nachbarländer, beispielsweise Wien, Linz, Basel, Brüssel, Paris-La Défense oder die Londoner City, auch nach Deutschland vorgedrungen. Einigen deutschen Städten wurden Hochhausneubauten aufgewungen von selbsternannten Zukunftsvisionären, die sich den Mut zugutehalten, sich endlich von den engen Fesseln der historischen Stadt zu befreien. Berlin beispielsweise plant unter anderem neun, zehn oder elf Hochhäuser von 150 Metern Höhe am Alexanderplatz, im historischen Kontext und ohne Rücksicht auf gewachsene Strukturen oder gar wichtige denkmalgeschützte Bauten, unter anderem der Nachkriegszeit. Damit käme frischer Wind nach Berlin, so Stararchitekt Hans Kollhoff. Und Frank Gehry steht bereit, um mit einem bizarren Wohn-Wolkenkratzer für Reiche das angrenzende, städtebaulich hochbedeutende Denkmalensemble der Karl-Marx-Allee in den Schatten zu stellen. Ob damit die Berliner Mitte an »Urbanität« zugewinnt, wo man doch einige Meter entfernt gerade ein Barockschloss rekonstruiert und damit dort die Zeit zurückdrehen möchte?

Unrühmlich tat sich auch Köln hervor, wo es wegen unsensibler Hochhausprojekte, die jedoch dann nicht vollständig ausgeführt wurden, sogar zum Konflikt mit der UNESCO kam. Diese Hochhäuser hätten - bzw. die ausgeführten tun dies auch tatsächlich - eine wesentliche Beeinträchtigung der Wahrnehmung des Weltkulturerbes Kölner Dom mit sich gebracht. Und wenn die Schleusen einmal geöffnet sind, treten immer mehr Exzentriker auf den Plan, denn anders kann man den in Köln aktuell diskutierten Vorschlag eines Stadtplaners nicht sehen, die gesamte Kölner Altstadt mit einem engen Ring an Hochhäusern einzuschließen. Hier hat ein Planer, der offensichtlich entweder die Geschichte der Stadt überhaupt nicht kennt oder sie gänzlich falsch interpretiert, gigantomanische Visionen mit zerstörerischem Potenzial.

Selbst in München entbrannte nach den ersten Sündenfällen eine Hochhausmanie, und die Frauenkirche soll zukünftig nicht mehr das Maß der Dinge sein. Mit den Highlight-Towers



Turm von St. Stephani vor dem Weser Tower

vom amerikanischen Stararchitekten Helmut Jahn sollte auch München endlich Mut zu Visionen bekommen, damit stolz ein »Münchhattan« (Süddeutsche Zeitung) entstehen kann.

Die Hochhauswelle erreicht auch Bremen, der Wesertower, ebenfalls von Helmut Jahn, machte den Anfang. Er thront bedrohlich über dem Stephani-Quartier, das trotz Nachkriegswohnbebauung noch einen historischen Maßstab zeigt. Der aktuelle Drang, immer höher und immer größer zu werden, übertrifft die Unsensibilität und Rücksichtslosigkeit der Gründerzeit um ein Vielfaches. Auffallend auch hier, wie in anderen Städten, der Wettlauf um Stars und Namen. Ob das, was Jahn, Ungers, Dudler oder Teherani bauen woll(t)en, wirklich in diese Stadt oder für den vorgesehenen Bauplatz passt, wird zu wenig hinterfragt. Zu ehrfurchtsvoll steht man vor den großen Namen, und Bremen solle doch stolz sein, wenn solche Architekturen hier entstehen. Die Denkmalpflege muss sich darauf gefasst machen, dass die Begehrlichkeiten auf wertvolle Bauplätze in historischem Kontext wachsen, und sie muss, hoffentlich zusammen mit einer verantwortungsvollen Stadtplanung, deshalb die weitere Entwicklung der historischen Stadt unbedingt kritisch begleiten.

Die beschriebenen städtebaulichen Veränderungen des 19. Jahrhunderts waren schon gewaltig, aber sie hatten auch ungeheure gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Umwälzungen als Anlass, dafür legen sie heute als Denkmäler Zeugnis ab. Schon über 100 Jahre hat dieser Zeugniswert Bestand, und er wird auch weiter akzeptiert werden. Ob die Gründe für die umfangreichen Eingriffe der 1960er- und 1970er-Jahre und besonders die aktuellen Begehrlichkeiten seit der Jahrtausendwende auf die Umwandlung der heutigen Stadt ähnlich relevant waren oder sind, muss noch weiter geprüft werden. Ob aber der aktuelle Stadtbau mehr als wirtschaftliche und selbstdarstellerische Gründe hat, bleibt sehr fraglich. Wir stehen am Anfang eines Stadtbbaus, der radikaler und rücksichtsloser ist als alles, was wir bisher erlebt

haben. Wir laufen Gefahr, unsere historischen, wohlproportionierten und lebenswerten Städte zu verlieren, um in lichtlosen Hochhaus-schluchten und Beton- und Glaswüsten von kommerzialisierter Urbanität zu ersticken. Denn Investoren wollen Maximalrenditen erzielen, und Architekten und Stadtplaner wollen sich verwirklichen. Wir aber sollten ihnen nicht unsere historischen Städte als Spielwiese anbieten.

Und eine wichtige Frage bleibt zuletzt: Wollen wir diese »mutigen Visionen« auch in 30 Jahren noch sehen?

Literaturauswahl

Camillo Sitte, Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen, Wien 1889.

Bremen und seine Bauten, hg. v. Architekten- und Ingenieur-Verein, Bremen 1900.

Max Dvořák, Katechismus der Denkmalpflege, Wien 1918.

Rudolf Stein, Romanische, gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen. Bremen 1962 (= Forschungen zur Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler in Bremen, Bd. 2).

Eine Zukunft für unsere Vergangenheit, Europäisches Denkmalschutzjahr 1975, Katalog zur Wanderausstellung des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, München 1975.

Norbert Huse, Denkmalpflege – Texte aus drei Jahrhunderten, München 1984.

Hans Herrmann Meyer, Die Bremer Altstadt. Wanderungen in die Vergangenheit, Bremen 2003.

Georg Skalecki, Baukultur und Denkmalpflege – ein Plädoyer für mehr Nachhaltigkeit, in: Denkmalpflege in Bremen, H. 5 (2007), S. 8–23.

Vereinigung der Landesdenkmalpfleger (Hg.), Handbuch Städtebauliche Denkmalpflege (= Berichte zu Forschung und Praxis der Denkmalpflege in Deutschland 17), Petersberg 2013.